In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 109. Posen, den 12. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Um für jede unangenehme Begegnung unterwegs gewappnet zu sein, befahl Gallardo seinem Picador Potaje mitzufahren. Dieser Gigant fürchtete niemand auf der Welt außer seiner Frau, einer jähzornigen Zigeunerin, die ihn in der Wut zu beißen versuchte. Ihm brauchte er auch weiter keine Erklärungen zu geben, nur Wein im Ueberfluß, denn der Alkohol und die grauenhaften Stürze in der Arena legten eine Art ständigen Nebel um seinen Kopf.

Aber auch der Nacional, dessen Diskretion über jeden Zweifel erhaben war, mußte auf Gallardos Geheiß an der Fahrt teilnehmen.

„Por Dios! . . . So gerät ein Familienvater in häßliche Sachen hinein! Was werden Carmen und Senja Angustias von mir halten, wenn sie es erfahren sollten? . . .“

Doch als er im Automobil der großen Dame gegenübersaß, schwand sein Unmut zusehends. Welch verteufelt schöne Frau! . . . Und welches Wissen! Ueber alles verstand sie zu reden! . . .

Und noch vor der Hälfte des Weges entschuldigte der Nacional, der Mann mit fünfundzwanzig Jahren ehelicher Treue, die Schwäche seines Matadors. Hätte er an dieser Stelle anders gehandelt? . . .

Bildung! Sogar den größten Sünden kann sie ein Mäntelchen von Achtbarkeit umhängen.

V.

Carajo! Kann man denn nicht ausschlafen? Er soll dir sagen, wie er heißt oder sich zum Teufel scheren.“

Der vor Gallardos Schlafzimmertür stehende Nacional gab die Antwort weiter an einen am Fuß der Treppe wartenden Knecht, ging zum Fenster und folgte dem Mann mit den Augen bis zu dem fernen Drahtzaun, wo ein Reiter hielt.

Nach einer Weile erschien der Peon wieder, um zu melden:

„Er sagt, der Herr müßte sofort herunterkommen. Er hätte mit ihm persönlich zu sprechen. Mir scheint, mit dem ist schlecht Kirschen essen.“

Von neuem trommelte der Banderillo, ungeachtet aller Proteste des Espadas, gegen seine Tür.

„Steh auf, Juan. Es ist neun Uhr, und vielleicht bringt man dir eine wichtige Nachricht.“

„Ich komme schon. Er soll ein wenig warten,“ brummte Gallardo, ohne sich aber in seinem Bette zu rühren.

Der Knecht trabte ab mit dem Bescheid, kam jedoch — und dieses Mal in fliegender Hast — zurück.

„Senjo Sebastian, er sagt, er wäre der Plumitas,“ brachte er mit bleichem Gesicht heraus. „Ich habe es gleich geahnt!“

Plumitas! . . . Er hatte stotternd, halberstickt vor Aufregung, gesprochen; dennoch schien der Name durch das ganze Haus zu dringen. Hinter Gallardos Tür prasselten einige Flüche, krachte die Bettstelle. Auch in Donja Sols Zimmer wurde es lebendig.

„Verflucht! Was will der Mensch von mir? Was sucht er in der Rincona? Und gerade heute! . . .“

Nur mit Rock und Hose bekleidet, sprang der Espada, vom Nacional gefolgt, die Treppe hinunter.

Vor dem Tor stieg ein Reiter ab und gab die Zügel einem der herbeigeeilten Peones. Ein blonder, kräftiger Mann, eher klein als groß, in einer grauen mit schwarzen Litzen besetzten Bluse, dunkelgestreifter Hose und von Sonne, Regen und Lehm arg mitgenommenen ledernen Gamaschen. In dem breiten Gürtel steckten eine Patronentasche, Revolver und Messer; den Kopf bedeckte ein ehemals weißer Hut, dessen Rand wehmütig herabhing. Ein um den Hals geschlungenes rotes Tuch bildete den einzigen Schmuck des Fremden, der in der Rechten einen Karabiner hielt.

Sein rundes, pausbackiges Gesicht sah friedlich aus wie der Vollmond. Auf der sonnenverbrannten Haut standen die Stoppeln eines seit Tagen unrasierten Bartes, die in der Sonne wie Altgold glänzten. Beunruhigend in diesem gutmütigen Gesicht eines Dorfsakristans wirkten nur die Augen, kleine dreieckige, zwischen Fettwülsten versunkene Schweinsaugen von stechendem Dunkelblau.

Als Gallardo in der Haustür erschien, zog er den Hut und sagte mit der ernsten Höflichkeit des andalusischen Bauern:

„Gott gebe uns einen guten Tag, Senjo Juan!“

„Guten Tag.“

„Wie geht es Ihrer Familie, Senjo Juan?“

„Danke, gut. Und der Ihrigen?“ fragte der Espada automatisch der Gewohnheit folgend.

„Hoffentlich gut. Ich habe sie seit einiger Zeit nicht gesehen.“

Die beiden Männer musterten einander scheinbar ganz unbefangen. Doch der Torero, ein wenig blaß, kniff die Lippen zusammen. Ob der Plumitas vielleicht glaubte, ihn einschüchtern zu können? . . . Bei einer anderen Gelegenheit hätte ihn dieser Besuch wahrscheinlich beunruhigt, aber jetzt, mit ihr dort oben, fühlte er sich imstande, dem Banditen beim ersten Anzeichen böser Absichten kurzerhand den Garaus zu machen.

Einige Sekunden herrschte Stillschweigen. Alles, was nicht zur Feldarbeit war — mehr als ein Dutzend Menschen — betrachtete staunend diese furchtbare Persönlichkeit.

„Kann der Gaul ein wenig im Stall ausruhen?“

Gallardo nickte zustimmend, worauf ein Knecht das Pferd wegführte.

„Versorge es gut,“ rief ihm der Bandit nach. „Es ist das beste, was ich auf der Welt besitze, mir lieber als Frau und Kinder.“

Noch jemand trat zu der Gruppe, die der Espada und Plumitas inmitten der aufgeregten Leute bildeten.

Potaje, der Picador, reckte seinen athletischen Körper, rieb die vom unmäßigen Trinken entzündeten Augen und ließ seine klobige Tatze vertraulich auf die Schulter des Banditen fallen. Dabei sah er ihn zum ersten Male.

„Wie geht's dir, Plumitas?"

Der Bandit, der unter dieser rauhen Zärtlichkeit zusammennickte, hob den Karabiner. Doch das verdächtige Flackern in seinen blauen Augen erlosch, als er den Picador erkannte.

„Ah, du bist es, Potaje. Ich sah dich während der letzten Feria auf der Plaza in Sevilla. Himmel, was für Stürze! Du mußt aus Eisen sein."

Und voller Anerkennung befühlte er die Muskeln des Hünen. Beide sahen sich herzlich an.

„Cho! Cho!" lachte der Picador geräuschvoll, „ich hatte dich mir größer vorgestellt, Plumitas . . . Aber das macht nichts. Bist auch so ein braver Kerl."

„Kann ich hier zu Mittag essen?" wandte sich der Bandit an den Espada.

„Niemand, der zur Rincona kommt, geht ungespeist davon," antwortete Gallardo mit der Geste des großen Herrn, um voranzuschreiten zu der geräumigen Waschküche, wo er sich von einem der Mädchen die Schuhe anziehen ließ, denn in der Eile war er in Babuschen heruntergekommen. Der Nacional, beruhigt durch das höfliche Benehmen des Ankömmlings, erschien mit einer Flasche Landwein und Gläsern.

„Dich kenne ich auch," begrüßte ihn der Bandit. „Du bist gar nicht so schlecht mit den Banderillas; aber du mußt dich besser heranmachen an den Stier."

Sogar Gallardo lachte über diesen Rat. Als Plumitas jetzt sein Glas ergreifen wollte, sah er sich durch den Karabiner zwischen seinen Knien behindert.

„Behältst du den Schießprügel auch bei dir, wenn du zu Besuch bist?" hänselte der Picador.

Der Bandit wurde ernst. „Das ist ganz in der Ordnung; von diesem Brauch lasse ich nicht. Der Karabiner liegt sogar beim Schlafen neben mir."

Die Erwähnung seiner Waffe genügte, daß er rasch nach allen Seiten umherspähte, wobei sein Gesicht die Gewohnheit verriet, ständig, nur sich selbst vertrauend, auf der Hut zu sein gegen irgendeine Gefahr.

Ein Knecht durchquerte die Küche und verschwand durch das Tor.

„Wohin will der?"

Und Gallardo mußte seinen Argwohn mit der Erklärung zerstreuen, daß der Mann zum Pflügen ginge.

„Hören Sie, Senjo Juan. Ich kam, um das Vergnügen zu haben, Sie persönlich kennen zu lernen, und weil ich weiß, daß Sie ein Caballero sind, der dicht hält . . . Uebrigens werden Sie von mir gehört haben. Es ist verflucht nicht leicht, mich zu fassen, und wer sich damit abgibt, zahlt dafür."

Der Picador griff ein, noch ehe sein Herr antworten konnte.

„Plumitas, schwatz kein Blech. Wenn du dich anständig benimmst, bist du hier unter Freunden."

Offenbar hatte der Bandit zu Potaje viel Vertrauen. Wieder ganz friedlich, erzählte er ihm von den Vorzügen seiner Stute, und die zwei Männer, beide passionierte Reiter, vertieften sich in ein eingehendes Gespräch über Pferde.

Inzwischen ging Gallardo etwas unruhig in der Küche, wo ein paar stattliche, braune Mägde geschäftig an dem riesigen Bauernherde hantierten, hin und her. Schließlich zog er den Nacional beiseite.

„Geh zu Donja Sol und bitte sie, oben zu bleiben. Warum soll sie sich vor dem traurigen Kerl blicken lassen? Nach dem Essen wird er sicher aufbrechen."

Der Banderillo ging, und Plumitas, der den Matador allein stehen sah, fragte interessiert nach den Herbstcorridas.

„Ich bin Gallardist, Senjo Juan, und habe Ihnen öfter, als Sie denken können, Beifall geklatscht. In Sevilla, in Cordoba, in Jaén war ich stets auf der Plaza, wenn Sie kämpften."

Gallardo blickte ihn etwas ungläubig an. Wie sollte Plumitas, an dessen Fersen ein wahres Heer von Verfolgern klebte, es wohl fertig bringen, den Stierkämpfen beizuwohnen? . . . Doch der lächelte überlegen.

„Pah! Ich gehe, wohin ich will. Als Sie von Sevilla kamen, um die beiden Mühlen dort unten zu kaufen, sind Sie mir begegnet. Sie brachten fünftausend Duros mit, nicht wahr? . . . Sehen Sie, wie gut unterrichtet ich bin! Ein anderes Mal fuhren Sie, ich glaube mit Ihrem Bevollmächtigten, im Automobil an mir vorbei auf dem Wege zum Pfarrer, um den Kaufvertrag über seine Olivenpflanzungen zu zeichnen. Da trugen Sie noch mehr Geld bei sich."

Die Miene des Espadas verriet deutlich den starken Eindruck, den diese unheimlich genaue Kenntnis auf ihn machte. Doch der Bandit erzählte harmlos weiter.

„Tja, diese Automobile! Für mich ein Dreck! Dies hier" — dabei wies er auf seinen Karabiner — „genügt, um sie anzuhalten. In Cordoba hatte ich kürzlich eine Rechnung mit einem dieser reichen Ausbeuter zu begleichen. Ich lauerte neben der Chaussee und rief Halt, als das nach Benzin stinkende Biest in einer Staubwolke erschien. Es hielt nicht. Also eine Kugel in den Reifen! Um es kurz zu machen: der Wagen kam ein Stück weiter zum Stehen. Ich galoppierte hin und brachte meine Rechnung in Ordnung. Ein Mann, dessen Kugeln dort sitzen, wo er will, hält alles auf."

Doch das verfinsterte Gesicht des Matadors wahrnehmend, beeilte sich der Gast, ihn seines Wohlwollens zu versichern.

„Sie aufzuhalten, hatte ich keinen Grund. Sie gehören nicht zu den Reichen, kamen von unten herauf, und Ihr Geld ist ehrlich erworben. Ich bin Ihnen zugetan, Senjo Juan, sehr zugetan. Es gibt wenig echte Matadore, und ich habe nun einmal eine Schwäche für tapfere Männer . . . Uebrigens leben wir beide davon, unser Leben aufs Spiel zu setzen. Deswegen ließ ich Sie auch vorbeifahren, ohne irgend etwas, nicht einmal eine Zigarette, zu verlangen, gab dagegen gehörig acht, daß nicht irgendein Unverschämter, meinen Namen mißbrauchend, die gute Gelegenheit benutzte. Denn in der Hinsicht sind schon die seltsamsten Sachen passiert. Einmal . . ."

Eine unerwartete Erscheinung ließ ihn seine Worte unterbrechen und den Torero verdrießlich aufschauen. Verflucht! Donja Sol! Hinter ihr der Nacional, der seinem Herrn durch Gesten zu verstehen gab, daß Bitten und Ratschläge fruchtlos gewesen waren.

Die goldene Mähne in Eile aufgesteckt, kam Donja Sol erwartungsvoll näher. Plumitas im Hause! Welches Glück! Bis zum Einschlafen hatte sie mit wonnigem Gruseln an ihn gedacht und sich vorgenommen, am nächsten Morgen allein die ganze Umgebung zu Pferde abzustreifen, um, im Vertrauen auf ihren guten Stern, dem Banditen zu begegnen. Niemand brauchte ihn ihr zu zeigen. Plumitas! . . . Sie sah ihn im Geiste: groß und schlank, dunkle Locken unter dem breiten Hut hervorquellend, ganz in schwarzen Samt gekleidet, mit einer purpurroten Seidenschärpe um die Hüften — ein fahrender Ritter der andalusischen Steppe, ein Mann wie die stattlichen Tenore in Carmen, die um der Liebe willen ihre Uniform im Stiche lassen und Schmuggler werden.

Ihre Augen, groß vor Erregung, schweiften durch die Küche. Wo war er? . . . Nur ein unbekannter Mann, eine Art Feldhüter mit Gewehr, wie sie seinesgleichen auf den Gütern ihrer Familie häufig sah, stand grüßend auf.

„Guten Tag, Senjora Marquesa . . . Wie geht es dem Herrn Onkel?"

Die auf diesen Mann gerichteten Blicke aller Anwesenden ließen sie den wahren Sachverhalt erraten. Ay . . . Das war der Plumitas? . . .

In einer Hand den schmuddligen Filz, in der anderen seinen Karabiner, blieb er, eingeschüchtert durch die Gegenwart der Dame, stehen. Gallardo schaute ihn verblüfft an. Dieser Mensch kannte ja die ganze Welt; wußte sogar, wer Donja Sol war, der er in übertriebenem Respekt den Titel ihres Onkels gab.

(Fortsetzung folgt.)

Zum ersten Mal im Rampenlicht.

Jugenderinnerungen bekannter Schauspielerinnen.

Adele Sandrock erzählt: Mein Debut werde ich nie vergessen! Es ist das stärkst· Erlebnis meiner Kindheit!

Heute noch kommt mir manchmal die anspruchslos heitere Melodie in den Sinn, nach der ich als Achtjährige im Rampenlicht vor vielen, vielen Menschen getanzt habe.

Es war in Rotterdam. Meine Mutter war erste Tragödin am Königlichen Theater. Aus einem festlichen Anlaß wurde eine Aufführung des volkstümlichen Singspiels „Klores en Rossje“ — entspricht ungefähr dem deutschen Singspiel „Der Müller und sein Kind“ — vorbereitet. Ich sollte mit meiner Schwester zusammen in einer kleinen Tanzeinlage auftreten.

Wochenlang wurde geprobt. Anfangs ging alles gut. Doch je näher der große Tag rückte, um so größer wurde die Aufregung.

Endlich war der Augenblick gekommen. Ich stand in meinem Tanzkleidchen hinter der Bühne und hatte eine Heidenangst. Ich wollte auf keinen Fall auf die Bühne. Ich wehrte mich mit aller Kraft, trampelte mit den Füßen und weinte, weinte, weinte!

Mit Gewalt mußte man mich auf die Bühne schieben! Und siehe da: die Angst war verflogen — ich tanzte, und alles war wieder gut!

Wir wurden mit Beifall überschüttet. Unsere Mutter umarmte und küßte uns. Sie war glücklich und stolz.

Viele Jahre später stand ich wieder auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Es war in Deutschland. Doch davon in meinen Memoiren.

*

Gertrud Eysoldt erzählt: Sechzig Mark Gage. Schauspielelevin am Münchener Hoftheater. Frisch von der Schauspielschule in München im Jahre „lang, lang ist's her“. So fing es an. — Schauspielelevin, das bedeutete so viel wie ganz kleine Rollen und große Ehre, und bedeutete noch, daß man den anderen Hoftheatermitgliedern hinter der Bühne die Stühle bringen konnte, wenn man gesittet war. Was dachte man sich aber nicht alles dabei, und was wußte man nicht alles wirklich schon . . . Manchmal aus Anlaß von Todesfällen alter Freunde schickt man mir ein Bündelchen Briefe zu, die ich in alten Zeiten schrieb. Ich lese darin und staune. Ueberrascht von der Klarheit des Urteils, das heute nachzuprüfen ist an der Entwicklung des Theaters. Da habe ich über alles in brennendem Eifer geschrieben, ohne zu ahnen, was mein junger Blick überschaute an Zukunft. Es schlummern eben in jedem Menschen im Keime schon alle Kräfte des Zukünftigen und geben die Richtung der Entwicklung an. Die äußeren Zufälle fördern oder verzögern nur diese Reife. Schade, daß ein Mensch nur ungefähr zwanzig Jahre in seiner Hochblüte steht, sonst würde sich mancher Schaden reparieren lassen in einem verzögerten Schicksal. Der Tod kommt zu früh fast in jedem Fall.

Mein erstes Auftreten: Der kleine Falstaffpage. Schüchtern von Natur, aber in der grünen Schale schon süß und reif war meine junge Schauspielernatur. Ich betrat die Bühne im Gefühl einer unendlichen Sicherheit. Der berühmte „Fisch im Element“. Das hat mich nie verlassen, die Ruhe des Auftritts auf der Bühne, als hielten mich die Blicke der Zuschauer in einer himmlischen Balance. Man fragt sich, wie ist es möglich, daß man sich im Leben immer wieder überwinden muß, durch die Stühle eines Cafés zu gehen, die Augen niederschlägt vor jenen Blicken einzelner und im Theater die fest auf sich gerichteten Augen einer ganzen großen Menge eine selige Schwungkraft verleihen?

Der kleine Falstaffpage in seiner Unbekümmertheit auf der Bühne erhielt auf sein Barettchen die Hand eines ganz Großen — Mitterwurzers! Der richtete seinen Blick durchdringend auf mich, legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Ich war gestern in „Heinrich dem Vierten“. Ich habe nur dich und Häuße (Falstaff) gesehen.“ Da stand ich denn beglückt, und die Hofschauspieler drum guckten mich an. Die hatten nichts an mir bemerkt. Ich aber war beglückt, weil ich ihn bewunderte und weil mir dieser Augenblick eine Zuversicht wurde. Das Münchener Hoftheater lebte zur Zeit, da ich dort begann, in einem Ermüdungsstadium. Dieser geniale Mann Mitterwurzer auf seinen Gastspielreisen kam reichlich spät, den Staub aufzuwirbeln. Große Schauspieler hatte das Theater — aber auch die ganze Mutlosigkeit der damaligen Hoftheater. Ibsens „Nora“ sollte zum Ereignis werden, wurde aber mit dem falschen versöhnenden Schluß gespielt. Ueberall Schranken. Ueberall Tradition. Ein Kainz, ein Bassermann waren störend, unheimlich, Bonn das enfant terrible. Eine junge freie Bühne der Studenten die einzige Hochburg neuer Werte. Man spielte da zuerst „Baumeister Solneß“. Mein Herz war voll Humor über jene verstaubte Welt des Hoftheaters, und die große Ehre der Hoftheaterelevin schüttelte ich leichthin von meinem dürftigen Jackettchen. Von jeher hat es die hoffnungsvolle Jugend so gemacht und solls weiter so machen in ähnlichen Situationen!

*

Sybille Binder erzählt: Meine Eltern waren von meinen Theaterplänen nicht sehr erbaut. Sie versuchten noch in letzter Minute, den guten, alten Thimig, dem ich vorsprechen sollte, telephonisch davon zu überzeugen, daß es besser wäre, wenn er bei mir völlige Talentlosigkeit [illegible] würde. Er tat es nicht, und ich wurde ans Nationaltheater nach Mannheim engagiert. Das war im Jahre 1915.

„Für die Kunst musch me leide könne,“ ermutigte mich eines Tages die offenbar mit Erfahrungen reich gesegnete Garderobiere und band mir dabei zwei unheimlich schwere Engelsflügel auf den Rücken, die keineswegs dazu angetan waren, mir himmlische Leichtigkeit zu geben und meine furchtbare Aufregung zu vermindern.

Dann stand ich als zweiter Engel in „Hanneles Himmelfahrt“ zum erstenmal auf der Bühne. Es war ein abscheuliches Gefühl: vor mir schwärzeste Nacht, und in meinem Kopf keine Spur mehr vom Text!

Plötzlich dringt der letzte Satz des ersten Engels an mein Ohr. Das Stichwort ist gefallen! Ich setze willenlos und automatisch ein. Ich höre mich sprechen, finde mich langsam zurecht und fühle meinen Körper wieder.

Ich hatte gewonnen!

Kurze Zeit darauf spielte ich in Strindbergs „Ostern“ meine erste große Rolle. Es war mein erster großer Erfolg. Ein Jahr blieb ich in Mannheim, dann holte mich Barnowsky nach Berlin.

An dieser Stelle möchte ich feststellen, daß ein Schauspieler, der schon nach dem ersten Bühnenjahr nach Berlin kommt, durch die äußerst bedenkliche Spezialisierung der Darsteller im Berliner Theaterleben Gefahr läuft, vorzeitig und zum Nachteil seiner weiteren Entwicklung ein „Markenschauspieler“ zu werden. Als ich erkannte, daß man mich abstempeln wollte, verließ ich Berlin und ging nach München. Und ich bin froh darüber. Nur eine mehrjährige Anfängerzeit außerhalb Berlins kann den Schauspieler vor radikaler und einseitiger Facheinordnung bewahren.

*

Toni van Eyck erzählt: Elfjährig sah ich „F[illegible]“ in Stuttgart und war vom Mephisto Kurt Junkers begeistert. Am nächsten Tage besuchte ich ihn, um ihm zu sagen, daß ich Schauspielerin werden will.

Er fragte mich etwas erstaunt, ob ich eine Rolle studiert hätte. „Nein, aber ich könnte „Des Sängers Fluch“ vortragen.“ Lächelnd willigte Junker ein. Schon am Tage darauf stellte er mich dem Intendanten Kehm vor.

Resultat: bald durfte ich den Tell-Buben spielen. Ich war sehr glücklich. Den Beifall, den Tell hatte, buchte ich im stillen für mich.

Mein eigentlicher Entdecker ist aber Felix Hollaender, der mich Reinhardt vorstellte. Reinhardt hat mich dann als „Heilige Johanna“ und als „Kätchen von Heilbronn“ in Berlin herausgestellt.

Durch ein Wunder vom Tode errettet.

Ein Reiseerlebnis.

Eine junge Frau hat ihre Eltern besucht und befindet sich auf der Rückreise zu ihrem Mann, den sie von ihrer Ankunft benachrichtigt hat und der sie natürlich vom Bahnhof abholen wird. Sie ist allein im Abteil, das ist sehr angenehm, wenn man längere Stunden unterwegs ist. Es beginnt dämmerig zu werden, die Lampen werden angezündet — wenn man so allein fährt, wird man schläfrig. Die junge Frau klappt den grünen Lampenschirm herunter, setzt sich gemütlich in eine Ecke und macht die Augen zu. Sie kann noch ein paar Stunden schlafen, ehe sie an Ort und Stelle ist.

Plötzlich fährt sie aus dem Halbschlummer auf, sie hat das bestimmte Gefühl, daß jemand im Abteil ist, und als sie die Augen aufschlägt, sieht sie wirklich einen Mann über sich gebeugt stehen. Sie erschrickt natürlich maßlos, obwohl das Gesicht des Mannes ihr bekannt vorkommt, und ihr erstes ist, aufzuspringen, um den Lampenschirm aufzuklappen. Da aber macht der Mann eine abwehrende Bewegung und sagt in sehr bestimmtem Ton: „Lassen Sie das, bitte. Packen Sie sofort Ihre Sachen zusammen. In drei Minuten hält der Zug, dann müssen Sie aussteigen.“

Der jungen Frau ist sehr unheimlich zumute. Trotz des Verbots streckt sie die Hand aus und klappt den Lampenschirm zurück; jetzt ist das Abteil hell, und sie sieht, daß es leer ist. Auch draußen auf dem Gang ist kein Mensch zu sehen. Sie muß also geträumt haben. Aber sie wundert sich, wie seltsam lebhaft ihr Traum war. Und als sie nun darüber nachdenkt, an wen der Fremde sie erinnert haben kann, fällt ihr plötzlich ein Jugendfreund ein, der sie einmal vor Jahren viel umworben hat. Er ist dann aus der Heimat fort ins Ausland gegangen, und sie hat nichts wieder von ihm gehört. —

Der Zug fährt in einen Bahnhof ein, und fast gegen ihren Willen greift die junge Frau nach ihrer Reisetasche und steigt hastig aus. Im nächsten Augenblick hat sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, und sie steht allein auf dem Bahnsteig. Sie kommt sich sehr sonderbar vor. Was ist nur in sie gefahren, daß sie hier auf dieser Station ausgestiegen ist, obwohl sie weiß, daß ihr Mann sie mit diesem Zuge zurückerwartet? Was soll er denken? Unentschlossen steht sie da. Der Stationsvorsteher nähert sich ihr dienstbereit und erkundigt sich, wohin sie wolle, da es doch später Abend ist. Sie weiß keine rechte Antwort zu geben — sie ahnt ja selber nicht, was sie aus dem Zuge getrieben hat —, und sie stammelt verwirrt, daß sie ein eiliges Telegramm aufgeben müsse. Der Stationsvorsteher erklärt ihr, daß das auf dem Bahnhof nicht möglich sei; hier dürften Privattelegramme nicht aufgegeben werden; wenn sie telegraphieren wolle, müsse sie sich schon in die Stadt begeben, die aber gut eine halbe Stunde entfernt liege. Außerdem sei der Weg jetzt in dieser Nachtstunde für eine

junge Dame nicht allzu angenehm zu gehen. Das sieht sie ein. Aber was wird ihr Mann denken, wenn er auf dem Bahnhof steht und sie nicht mitkommt mit dem angegebenen Zug? Sie beginnt zu weinen, und der Stationsvorsteher läßt sich rühren. Ausnahmsweise will er einmal gestatten, daß sie vom Bahnhof aus telegraphiert. Sie erkundigt sich nun, wann der nächste Zug nach ihrem Bestimmungsorte fährt und setzt das Telegramm dementsprechend auf. Doch als der Stationsvorsteher das Telegramm besorgen will, stellt sich heraus, daß der Morseapparat nicht funktioniert. Die Leitung muß irgendwo unterbrochen sein. Er will versuchen, telephonisch die Ursache des Versagens festzustellen. Aber auch das Telephon funktioniert nicht. Kopfschüttelnd stellt der Stationsvorsteher dieses merkwürdige Zusammentreffen fest — da auf einmal gibt es ein schrilles Signal. Er greift nach dem Hörer und teilt nach wenigen Sekunden in höchster Aufregung der wartenden Dame mit, daß der Zug, aus dem sie ausgestiegen, vor der nächsten Station mit einem Güterzug zusammengestoßen ist; viele Passagiere sind getötet und verletzt.

Durch ein wirkliches Wunder ist die junge Frau ihrem Schicksal entgangen. Als sie am nächsten Tage heimkehrt, ist ihr erstes, sich nach dem Jugendfreunde zu erkundigen, dessen Erscheinen sie gerettet hat, und sie erfährt, daß er vor kurzem im Ausland gestorben ist.

Diese Geschichte hat sich genau so, wie sie hier erzählt wird, vor wenigen Wochen zugetragen.

Gummiersatz.

Edisons neueste Arbeiten.

Der alte Erfinder, der uns so viele neuzeitlichen Apparate und Einrichtungen geschenkt hat, vollendet jetzt sein 82. Jahr. Seit länger als drei Jahren aber ist sein Wirken von dem Schleier tiefen Geheimnisses umgeben; niemand weiß, womit er sich befaßt, bekannt ist nur, daß er täglich neun Stunden in seinem Laboratorium in Neu Jersey zugebracht hat. Neun Stunden Arbeit sind für einen Achtzigjährigen eine recht ansehnliche Leistung, man konnte daher mit Recht gespannt sein, was für eine Arbeit ihn so in Anspruch nahm.

Jetzt hat Edison den Schleier gelüftet und berichtet selber über das, worauf sein Interesse gerichtet war, nämlich über die Bestrebungen zur Gewinnung von Gummi. Edison äußert sich über diese Bestrebungen folgendermaßen:

Amerika hat niemals so große Mengen Gummi gehabt, daß der Normalverbrauch für länger als ein Jahr gedeckt werden kann. Darin liegt eine Gefahr. Eines Tages wurde diese Sachlage von Henry Ford, Harvey Firestone und Edison erörtert, vor allem im Zusammenhang damit, daß Amerika in eine höchst peinliche Situation kommen würde, wenn etwa ein Krieg es von der Gummizufuhr abschnitte. Edison und mit ihm die führenden Männer Amerikas sind nämlich der Meinung, daß früher oder später der Krieg kommen wird, wenn ja auch vielleicht der Friede noch manches Jahr dauert. Nach ihrer Ansicht werden sich die europäischen Staaten eines Tages zu einem Kriege gegen Amerika zusammenschließen, und einer ihrer ersten Schritte würde sein, Amerika von der Gummizufuhr abzuschneiden. Und ohne Gummi kann Amerika keinen Krieg führen. Denn jeder Transport der Zukunft ist nur mit Hilfe von Gummi möglich. Gummi ist die große Zentralkraft, von der alles abhängen wird. Es schien deshalb diesen Männern der Wirtschaft wichtig, eine Methode zu erfinden, nach der aus eigenen amerikanischen Produkten ein vollwertiger Gummiersatz geschaffen werden könnte. Edison übernahm diese Aufgabe, die nicht wirtschaftlichen Nutzen verschaffen soll, denn es ist ausgeschlossen, den Gummiersatz so billig herzustellen, wie die originale Produktion es ermöglicht, ist doch auf den Gummiplantagen der Arbeitslohn so gering, daß damit keine Fabrik konkurrieren könnte. Deshalb ist der Kunstgummi nur als ein Ersatzstoff gedacht für den Fall, daß der Krieg, den Edison als unumgänglich ansieht, die Gummizufuhr abschneidet.

In den drei Jahren, seit Edison an diesem Problem arbeitet, hat er nicht weniger als 945 verschiedene Pflanzen in seinem Laboratorium analysiert, um ihre Eignung für seine Zwecke zu prüfen — jetzt endlich meint er die Art gefunden zu haben, die vielleicht verwendbar ist. Die Einzelheiten sind natürlich nach wie vor strengstes Geheimnis.

Uns Europäern aber sollten Edisons Aeußerungen einiges zu denken geben.

Aus aller Welt.

Tagung der Goethe-Gesellschaft. Die diesjährige Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft findet am 1. und 2. Juni in Weimar statt. In der Geschäftssitzung unter Vorsitz J. Petersens werden u. a. die Vorstände des Goethe- und Schillerarchivs (Julius Wahl) und des Goethe-Nationalmuseums (Hans Wahl) über die ihnen unterstellten Anstalten Bericht erstatten. Das Deutsche Nationaltheater veranstaltet eine Festaufführung, bei der das anläßlich der Eröffnung des Lauchstädter Goethe-Theaters unter Goethes eigener Leitung gespielte Vorspiel „Was wir bringen" und das Goethesche Schauspiel „Erwin und Elmire" aufgeführt werden. Den Festvortrag hält Professor Dr. Karl Voßler über „Goethe und das romantische Formgefühl". Am Nachmittag des zweiten Tages ist ein Ausflug nach Dornburg geplant, bei dem unter Führung von Professor Wahl die Dornburger Schlösser und die wiederhergestellten prachtvollen Gartenanlagen besichtigt werden sollen.

Künstliche Erwärmung des Petersburger Hafens. Ein interessantes Projekt haben, russischen Zeitungen zufolge, russische Techniker ausgearbeitet: die künstliche Erwärmung des Petersburger Hafens. Das Projekt sieht vor, das in der Umgebung Petersburgs vorhandene wärmere Wasser in den Hafen zu leiten, um dessen Zufrieren zu verhindern. Der Plan, der von vielen Fachleuten als phantastisch und undurchführbar bezeichnet wird, ist jetzt einer wissenschaftlich-technischen Kommission zur Begutachtung vorgelegt worden.

Die Auffindung der „Fährten" fossiler Insekten. Die Wissenschaft hat im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl von Fährten vorgeschichtlicher Tiere entdeckt und nach ihnen so manche wichtige Einzelheit in bezug auf den Körperbau jener Tiere zu bestimmen vermocht. Neuerdings hat nun der Paläontologe Professor Schmidtgen im oberen Rotliegenden bei Mainz auch die „Fährten" von urweltlichen Insekten gefunden. Diese Fährten waren an einem Platz sichtbar, an dem sich, obwohl er von Wüstensand umgeben war, ein Tümpel befunden haben muß, denn die dort entdeckten Laufspuren rühren von Wasserinsekten und ihren Larven her. Es dürfte sich hierbei um ein Tier handeln, das seine sechs Beine in ähnlicher Weise bewegte wie der Gelbrand, der bei uns sehr häufige Wasserkäfer, wenn er sich über einen schlammigen Untergrund bewegt. Im ganzen beobachtete der genannte Forscher 21 Abdrücke solcher Insektenspuren im Gestein.

Die Körperkräfte der Bakterien. Der Wissenschaft ist es gelungen, sogar auch die Körperkräfte der Bakterien zu messen. So konnte an Bakterien eine Auftriebsgeschwindigkeit im Wasser beobachtet werden, die etwa einer Körperkraft entspricht, welche ein im Wasser sinkender Mensch aufwenden müßte, um sich auf einmal hundert- bis tausendmal schneller sinken zu lassen. Weder die Muskeln des Menschen könnten aber eine so viel schnellere Bewegung ausführen, noch würden seine Knochen dem Druck des Wassers widerstehen können. Eine andere an Bakterien ausgeführte Untersuchung ergab, daß sich der Cholerabazillus in der Minute mit einer Schnelligkeit von 7,6 Millimeter fortbewegt. Im Verhältnis zu seiner Größe stellt dies eine richtige Schnellzugsgeschwindigkeit dar, d. h. die Fortbewegung eines Zuges von 16 Meter in der Sekunde.

Was ein neugeborener Amerikaner wert ist. Das moderne Amerika schätzt seine Mitbürger so hoch ein, daß, wie eine in jüngster Zeit von Dr. Dublin vorgenommene statistische Untersuchung erwies, ein neugeborener amerikanischer Knabe für den Staat einen Wert von 900 Dollar bedeutet. Dieser Wert steigt bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr auf 25 000 Dollar und steigert sich entsprechend der mit jedem Jahre vermehrten Arbeitskraft dann natürlich noch mehr. Es wird daher neuerdings ganz besonders dringend auf sorgfältigste Säuglingspflege hingewiesen, da der Tod vieler kleiner Knaben nach dieser Berechnung für den amerikanischen Staat tatsächlich einem Verlust von Millionen gleichkommt.

Eine Sechs-Stunden-Ehe. Rekorde über Rekorde! Jeder Tag bringt neue. Den Weltrekord für die kürzeste Ehedauer hat jetzt das Ehepaar Cormier in Paris aufgestellt. Denn schon nach sechs Stunden nach jener feierlichen Handlung, die von dem Myrtenkranz der Braut durchduftet, von jubelnden Hochzeitsglocken durchklungen, von dem würdigen „Ja" des Bräutigams und von dem verschämten der Braut gekrönt war, entschlossen sie sich — zur Scheidung! Als Grund gibt der Gatte Unverträglichkeit der anderen Partei an. Daß er das schon nach sechs Stunden erfahren mußte! Armer Kerl!

Fröhliche Ecke.

Die Pomade. Storch war ein alter, abgetakelter Amtsdiener im Ort, aber er gehörte zum Inventar, und so blieb er auch bis ins Greisenalter hinein als Hausfaktotum beim Herrn Landrat. Uebrigens war er aus der Gegend von Celle und sprach jedes „a" als tiefes „o" aus. Es war ein kalter Winter, und da die Kinder spröde Lippen hatten, so mußte etwas dagegen geschehen. „Storch," sagte die Frau Landrätin, „gehen Sie mal zum Herrn Apotheker und lassen Sie sich für meine Rechnung Lippenpomade geben!" Nun war der alte Storch sehr vergeßlich, und das wußten wir Jungens genau. Also gingen wir hinter dem langsam schleichenden Alten her. Er memorierte murmelnd wie ein Pastor vor sich hin und sagte dauernd: „Lippenpomade, Lippenpomade, Lippenpomade usw." Sogleich fingen die Jungens in Plattdeutsch an: „Hoorpomode, nicht Lippenpomode, Hoorpomode, nicht Lippenpomode" usw. Der Alte geriet in Verwirrung und zwar besonders, weil er uns wegen der Unterbrechung ausschimpfte. Und, siehe da, plötzlich sagte er auch: „Hoorpomode, nicht Lippenpomode, Hoorpomode, nicht Lippenpomode" usw. Der Herr Apotheker glaubte nicht so recht an die Bestellung von Hoorpomode, aber schließlich gab er sie her. Wir wieherten vor Lachen, als der alte Storch von der Frau Landrat für wahnsinnig erklärt wurde und ganz betrübt nochmals zur Apotheke, wohlweislich aber mit einem Bestellzettel bewaffnet, hinüberschlich.

Halluzinationen. Kriebel ist krank. Hat Vorstellungen. „Ewig diese Hallunzinationen!" — „Halluzinationen," verbesserte Friebel. — „Hallunzinationen", erwiderte Kriebel. — „Wetten?" — „Wetten!" — Man holt ein Konversationslexikon. Erkennt, daß es Halluzinationen heißt. — „Siehst du", frohlockt Friebel. — Klappt Kriebel das Lexikon zu und sagt: „Was heißt Brockhaus?? Und dazu noch die alte Ausgabe." („Fliegende Blätter.")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.